



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Schwarzkünstler.

besser, er sterbe daheim, in unserer Hütte, als hier im fremden Hause."

Bruder Krankenwärter machte Einwendungen, wies auf den bedenklichen Zustand des Kranken hin und betonte, wie gut er hier gepflegt werde, viel besser als daheim, wo man hundert Dinge nicht habe; umsonst, der Vater blieb bei seiner Erklärung, und auch die Mutter stimmte ihm nun bei: „Ja, bei uns, zu Hause, soll mein Kind sterben und ich selber will es bis zum letzten Augenblicke pflegen.“ Auch Xaver kam herbei; er hatte schon der Taufhandlung beigewohnt und bat nun dringend den Vater, den sterbenden Bruder hier zu lassen. — Die einzige Antwort des Vaters war: „Er ist jetzt getauft, und darum muß er sterben er soll aber zu Hause sterben, und nicht bei fremden Leuten!"

„Vater, der Taufe wegen muß niemand sterben. Sieh nur mich an; ich bin schon seit Jahren getauft und lebe immer noch; ich fühle mich kerngesund.“ — „Das ist was anderes, Kind! Du warst damals gesund; dein Bruder aber ist krank; und wenn ein Kranker getauft wird, muß er sterben.“ Sprach's, nahm den kranken Knaben auf den Rücken und wanderte mit seiner Frau wieder dem heidnischen Kraale zu. —

Ein paar Tage darauf war der kleine Joseph tot. Möglich, daß dem lungenkranken Knaben die Strapazen während jener Nacht vollends die Lebenskraft gebrochen haben. Er war nach dem Willen der Eltern zu Hause gestorben. Still und friedlich, im unbesleckten Kleide der Taufschuld, ist er hinübergeschlummert in ein besseres Leben. Ich zweifle nicht, daß er mit dem hl. Joseph, seinem großen Patron, am Throne Gottes fortan eifrige Fürbitte einlegte für seine Eltern, namentlich für den armen, verblendeten Vater.

(Schluß folgt.)

Ein Schwarzkünstler.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Missionsstation Citeaux. — Als ich einst in Ungelabantwana, einer zweieinhalb Stunden von unserer Missionsstation entfernten Katecheseinstelle, Unterricht erteilt hatte, lief mir ein Bublein von etwa sieben Jahren nach und bat, mit in die Schule gehen zu dürfen. Der Vater war kränklich und schon ziemlich alt, die Mutter hatte auch nichts dagegen, und so nahm ich den Knaben mit.

Zeke, so hieß der kleine Held, war ein stiller, sanfter Junge; an den wilden, lärmenden Spielen seiner Altersgenossen hatte er wenig Freude, dagegen zeigte er großen Eifer in der Schule und übte sich nebenbei im Kneten und Formen von allerlei Figuren. Es steckte offenbar ein Künstler in ihm. Mit seltener Liebe und Hingebung formte er aus Lehm Hunde, Döfen, Pferde und Reiter. Das hatte er schon zu Hause so gemacht, auf der Missionsstation aber fand er noch zwei Genossen; und nun vertriegen sich diese Jungen zu dem Vorhaben, ein ganzes Döfengepann mit neun Paar Döfen samt Wagen und Fuhrmann herzustellen, was ihnen über Erwarten gut gelang. Der Hauptkünstler dabei war und blieb immer Zeke; die andern waren nur seine Lehrjungen und Gehilfen. Später machten sie auch Kapellen, Lourdesgrotten und Kirchen mit zwei Türmen. Diese wurden namentlich an Samstagen schön geziert. Da wurden ins Innere Blumensträuße und Heiligenbildchen hineingestellt und der Fußboden mit bunten Flecken belegt, an den beiden Türmen aber Fähnchen ausgesteckt. Auch Gottesdienst wurde gehalten. Zuerst läutete Zeke seine

beiden Glocken, das heißt, er schlug mit zwei Blechplatten kräftig aufeinander, dann führte er seine Wagen, Döfen und Reiter herbei, stellte sie in schöner Ordnung rings um die Kirche auf und kommandierte die Leute hinein.

Besonders schön und feierlich ging es am letzten Weihnachtsfeste her. Schon Wochen lang zuvor hatte er alle seine freie Zeit dazu geopfert, unter einem Bäumchen eine große Krippe zu bauen. Das war nun eine Pracht; es fehlte nichts. Neben dem armen Jesuskindlein erblickte man Maria und Joseph, daneben knieten die Hirten, von ferne kamen die hl. drei Könige mit ihren Dienern; es gab Schafe, Hunde und Ziegen und tausend andere Dinge. Das Bäumchen hatte er mit bunten Papierstreifen geziert, und das Ganze war so schön, daß nicht nur unsere Schulkinder, sondern auch viele Erwachsene kamen, diese Wunderdinge zu sehen und anzustaunen.

Eine andere Passion des Kleinen bestand im Fischen, wobei er ebenfalls eine seltene Geschicklichkeit an den Tag legte. Gefischt wurde übrigens nur Sonntags nachmittags, sonst nicht; denn es fehlte ihm an Zeit. Einmal hörten die Schuljungen, der Vater Missionar werde sie bald verlassen, denn er sei nach einer anderen Missionsstation versetzt worden. Das tat ihnen leid und zum Abschied wollten sie ihm noch eine rechte Freude machen und eine geziemende Ehre antun. Der Plan war schnell gefaßt: einen großen, schönen Fisch wollten sie ihm präparieren, aber eigenhändig gebraten und fein zugerichtet. Der Fisch war schnell gefangen; bald loderte ein lustiges Feuerchen in geheimer Ecke, ein alter, unbrauchbarer Topfdeckel stand auch schon längst bereit; darauf legte man den Fisch und stellte ihn über ein paar Eisenstäbchen aufs Feuer. Etwas Fett und Salz hatten sie sich in der Schwesterküche zu verschaffen gewußt, dort bettelten sie auch noch einen schönen, weißen Teller, legten den kunstgerecht gebratenen Fisch darauf, wanderten zum Wohnhause des Vater Missionar und präsentierten ihm die kostbare Gabe zum Abschied.

Seitdem wurde Zeke getauft; er heißt jetzt Stephan und befindet sich in der Missionschule in Mariannahill, denn er hat Talent und will es noch weit bringen. Sogar Deutsch hat er zu lernen angefangen. Wie weit er es darin schon gebracht hat, zeigt folgender Brief, den er mir vor ein paar Wochen schrieb: Er lautet:

„Liebe Mutter! O ich selig sein überaus zu schreiben diese Zeilen auf Papier. Ich lebe immer noch, immer lernen und streben. Ich tat suchen spazieren gehen in Heimat, aber kein Geld. Jetzt ich beginne zu sprechen Deutsch drei Monate schon. Ich tat auch schreiben an Gabriel Hlongwana, mir zu schicken eine Angel zum Fischen. Ich habe nicht Essen für lange Zeit, nichts da, aber Fische im Wasser. Ich habe nicht mehr Worte als diese. Genug. Ich bin es

Stephan Ndshlovu.“

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Gmaus. — Dieser Tage hörte ich, ein junger, heidnischer Kaffer, der bei einem Engländer (einem Schotten) in Arbeit stand, sei so unglücklich vom Wagen abgesprungen, daß ihm am Oberschenkel das Bein abbrach. Ich fand ihn bei fremden Leuten in einer Hütte liegend. Um die Bruchstelle hatte man ihm ohne jede Unterlage ein paar Brettchen von einem Ristendeckel gelegt und das Ganze mit einer einzigen langen Binde zugeschnürt. Er litt große Schmerzen, allein niemand kümmerte sich um